

Re-reading Foucault mit Lyotard

Einleitung

Im folgenden Beitrag will ich versuchen zu zeigen, wie sich spezifische, v.a. mit Foucaults Begriff der Aussage verbundene Ambiguitäten vor dem Hintergrund von Lyotards Begriff der Diskursart neu verstehen und einordnen lassen. So werde ich im ersten Teil kurz Foucaults Begriff der diskursiven Formation umreißen, um anschließend die mit der Opposition zwischen Aussage und Äußerung verbundenen Ambiguitäten herauszuarbeiten und zuzuspitzen. Im dritten Teil soll dann Lyotards Diskurstheorie vorgestellt und auf zentrale begriffliche Aspekte der Foucault'schen Aussagefunktion bezogen werden. Schließlich will ich versuchen, die Ambiguität zwischen der Äußerung und der Aussage in Foucaults Diskurstheorie mit Hilfe Lyotards Diskursansatz neu zu dimensionieren.

I

Foucaults Diskurstheorie kennt eine vertikale und eine horizontale Dimension des Diskurses, die beide als ineinander verzahnt gedacht werden müssen. Diesen räumlich/passiven und zeitlich/aktiven Aspekt artikuliert Foucault mit seinem Begriff der *diskursiven Formation* – ein Begriff, der sich sowohl auf die *Form* als auch auf die *Formierung* eines Feldes bezieht. Diskursive Formationen sind nach Foucault Aussagefelder, in denen spezifische Objekte (z.B. „der Wahnsinn“) produziert werden, ein Netz von Subjektpositionen (z.B. „der Psychiater“, „der Geisteskranke“, „der Richter“) erscheint und Äußerungsmodalitäten (z.B. „der ärztliche Blick“) instituiert werden, wodurch bestimmte Begriffe (z.B. „die Anamnese“) und Themen hervorgebracht werden und spezifische Strategien zum Zuge kommen. Die Analyse solcher diskursiver Formationen fokussiert nun nicht die Identität der jeweiligen Objekte, Subjektpositionen usw., sondern interessiert sich für die *Formierungsweise*, d.h. für die diskursive Anordnung disparater Elemente. Hier beruft sich Foucault auf einen pragmatischen Regelbegriff wie er u.a. schon vom Wittgenstein der *Philosophischen Untersuchungen* vorgedacht wurde. Denn ebenso wie die – aktive – Formierung diskursiver Aussagen dem „anarchischen Gesetz“ der Kontingenz diskursiver Formierung unterworfen ist, steht auch vor dem konkreten „Gebrauch“ (Wittgenstein), also vor der faktischen diskursiven Aktualisierung

einer Regel nicht fest, *wie* die Aussagen angeordnet werden.¹ Damit grenzt Foucault sich von der auf de Saussure zurückgehenden strukturalistischen Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* ab, wonach die *langue* im Sinne einer Grammatik oder eines Codes sämtliche Kombinationsmöglichkeiten der unterschiedlichen (sprachlichen) Elemente bereithält, die dann auf der Ebene der *parole* aktualisiert werden. (vgl. de Saussure 1967) Statt dessen fokussiert Foucault das *ereignishaft* *Hereinbrechen einer Aussage* in ein spezifisches „Aussagefeld“ (Foucault 1994, 145) Um diese *Kontingenz* diskursiver Produktionen herauszuarbeiten, bemüht Foucault die u.a. auf Austins Sprechakttheorie (1998) zurückgehende Unterscheidung zwischen *Äußerungsakt* und *Aussagefakt*. (vgl. Angermüller 2005) Der *Äußerungsakt* bezeichnet das ereignishaft – und insofern „grundlose“², als weder auf die Intension eines Subjekts noch auf die objektivierende Potenz einer transzendentalen Struktur zurückführbare – *Hereinbrechen einer Äußerung* in ein *Feld von Aussagen* unter stets spezifischen *Umständen*. (Foucault 1994, 128-154) Demnach ist ein *Äußerungsakt* *unwiederholbar* und *spezifisch*, insofern als jeder so konstituierte *Aussagefakt* unter spezifischen Umständen ausschließlich im aktuellen „Anwendungsfeld“ (Foucault 1994, 152) diskursiv relevant wird. Vor diesem Hintergrund bezeichnet der Begriff der diskursiven Formation den kontingenten Prozess der Bildung *diskontinuierlicher Serien*, indem in immer wieder kontingenten *Äußerungsakten* heterogene Ketten von Aussagen gebildet werden. Hierbei stiftet eine Aussage stets spezifische Verbindungen zu anderen Aussagen, wobei diese selbst im *Äußerungsakt* aktualisiert, d.h. immer wieder in ein neues differentielles Netz eingewoben werden müssen und daher stets der transformativen Dynamik der Diskursformierung unterworfen sind. Eine diskursive Formation muss daher als ein heterogenes Feld von stets inkonsistenten Beziehungen zwischen disparaten Elementen aufgefasst werden.

Anstatt auf Kontinuität und Kohärenz, Begriffe, die scheinbar immer auf eine transdiskursive Instanz verweisen, setzt der Foucault'sche Diskursbegriff dagegen offensichtlich auf radikale Kontingenz und Heterogenität diskursiver Formierungspraxis. Allerdings, so scheint es, kann

¹ Wie soll ich also die Regel bestimmen, nach der er spielt? Er weiß sie selbst nicht. – Oder richtiger: Was soll der Ausdruck 'Regel, nach der er vorgeht' hier noch besagen? (§ 82)

Steckt uns da nicht die Analogie der Sprache mit dem Spiel ein Licht auf? Wir können uns doch sehr wohl denken, dass sich Menschen auf einer Weise damit unterhielten, mit einem Ball zu spielen, so zwar, dass sie verschiedene bestehende Spiele anfangen, manche nicht zu Ende spielten, dazwischen den Ball planlos in die Höhe würfen, einander im Scherz mit dem Ball nachjagen und bewerfen, etc. Und nun sagt Einer: Die ganze Zeit hindurch spielen die Leute ein Ballspiel, und richten sich daher bei jedem Wurf nach bestimmten Regeln.

Und gibt es nicht auch den Fall, wo wir spielen und - 'make up the rules as we go along'? Ja auch den, in welchem wir sie abändern – as we go along (Wittgenstein *Philosophische Untersuchungen*, § 83).

² Vgl. hierzu den „späten“ Derrida (1991)

dieses Bild nicht aufrechterhalten werden, schreibt doch Foucault, wo es um den spezifischen Charakter der *Aussage* (im Gegensatz zum *Äußerungsakt*) geht, folgenden Satz: „Während eine Äußerung [Äußerungsakt, JM] *erneut begonnen* oder *erneut evoziert* werden kann, während eine (sprachliche oder logische) Form *erneut aktualisiert* werden kann, hat die Aussage als Eigenheit, *wiederholt* werden zu können: aber nur unter ganz spezifischen Bedingungen“ (Foucault 1994, 153). Demnach markierte der *Äußerungsakt* die Dimension der *Kontingenz* diskursiver Produktionen, wohingegen die *Aussage* jene andere Dimension der *Wiederholbarkeit* und raum-zeitlichen Identität eines Aussagefaktes konstituiere. So formuliert Foucault folgende Kernfrage: „Wie kann es geschehen, dass man von derselben Aussage sprechen kann, wo mehrere distinkte Äußerungen vorliegen (...)?“ (Foucault 1994, 148).

Bezeichnet der Begriff der Kontingenz die radikale Offenheit und Unvorhersehbarkeit der Qualität einer Aussage und schließt somit jede Form transzendentaler Determination kategorisch aus, so setzt Wiederholbarkeit und raum-zeitliche Identität eine Ebene voraus, die den diskursiven Verlauf in gewisser Hinsicht vorstrukturiert. Diese Ebene, konsequent zu Ende gedacht, muss den kontingenten Charakter diskursiver Produktionen notwendigerweise begrenzen, was nichts weiter als eine transzendente Instanz zur Voraussetzung hat – eine Kontinuität stiftende Instanz, die der diskursiven Formation gegenübersteht wie die „Basis“ dem „Überbau“ in orthodox-marxistischen Modellen. Aber ebenso wenig wie die *diskursive Formation* unterliegt diese Interpretation dieser Ambiguität von Foucaults Diskurstheorie dem Diktat der Notwendigkeit. Ich sehe jedoch auch keinen Grund, weshalb eine solche Interpretation prinzipiell unzulässig wäre. Allerdings ließe sich vor diesem Hintergrund nicht länger behaupten, dass „Foucaults diskurspragmatische ‚Inkonsistenz‘ der konstitutiven Heterogenität des Diskurses Rechnung [trägt]“ (Angermüller 2005, ?). Vielmehr handelte es sich nun, so müsste geschlossen werden, um eine handfeste Antinomie. Andererseits jedoch trüge dieser Schluss weder Foucaults innovativen theoretischen Impulsen Rechnung noch eröffnete er den Weg für eine konstruktive Weiterentwicklung Foucaults Theorie der *diskursiven Formation*. Aus diesem Grunde will ich im Folgenden eine Art *re-reading* von Foucaults Ansatz mit Jean-Francois Lyotards Theorie der *Diskursart* vornehmen. Hierbei soll v.a. jene Ambiguität zwischen der angeblichen Wiederholbarkeit der Aussage im Gegensatz zur Unwiederholbarkeit der Äußerung fokussiert werden.

II

Setzen wir an dem Punkt an, wo Foucault die Opposition zwischen Aussage und Äußerung formuliert. „Die Äußerung ist ein Ereignis, das sich nicht wiederholt“ (Foucault 1994, 148). Nichtsdestotrotz „[wird] man mühelos sagen, dass derselbe von zwei Personen geäußerte Satz nur *eine* Aussage bildet“ (Foucault 1994, 148), also jene Wiederholbarkeit, die Foucault auf eine „materielle Existenz“ (1994, 145) der Aussage zurückführt. Aber „welche Materialität (...) der Aussage (...) autorisiert gewisse besondere Typen der Wiederholung?“ (1994, 148) Weit davon entfernt, eine Interdependenz von „Ereignishaftigkeit“ und „Wiederholbarkeit“ im Sinne jener „Dialektik“ von „Subjekt“ und „Struktur“ zu entwerfen³, um so *via* Kompromiss eine Konsens zu erzielen, führt Foucault die „Wiederholbarkeit“ der Aussage einerseits auf ein „komplex[es] System von materiellen Institutionen“ (150) und andererseits auf die „Funktion des *Anwendungsfeldes*, in das sie [die Aussage, J.M.] sich eingehüllt findet“ (152) zurück.

Betrachten wir zunächst die „materiellen Institutionen“, die Foucault ins Spiel bringt, um zu zeigen, dass die Wiederholbarkeit der Aussage nicht an ihre „stoffliche“ (phonetische oder lexematische) Existenzweise gebunden ist. Wenn ein Romanautor einen beliebigen Satz im „täglichen Leben“ ausspricht und später diesen Satz den Protagonisten eines seiner Werke sprechen lässt, so handelt es sich um zwei unterschiedliche Aussagen: aus dem einfachen Grund, dass es sich in beiden Fällen um unterschiedliche Regelsysteme handelt. Diese „materiellen Institutionen“ unterscheidet Foucault vom „Anwendungsfeld“. Das „Anwendungsfeld“ bezieht sich auf jenes nach der Kontextualität und der Produktion von Subjektpositionen dritte „Merkmal der Aussagefunktion“ (139): nämlich dass die Aussage „nicht ohne Existenz eines assoziierten Gebietes ausgeübt werden“ (139) kann. Das „assozierte Gebiet“, so Foucault, wird durch andere Aussagen gebildet, Aussagen, die sich an den „Rändern“ einer jeden geäußerten Aussage befinden, d.h., frühere und eine Aussage begleitenden Aussagen. Nachdem Foucault mit diesen etwas umständlichen Formulierungen jenes „assozierte Feld“ gegen den Kontext und die „psychologische Umgebung“ erfolgreich abgrenzen konnte, gelingen ihm im darauf folgenden Abschnitt einige – zumindest für den deutschsprachigen Leser – verständlichere Formulierungen. Demnach ist das „assozierte Gebiet“ **erstens** ein von weiteren Aussagereihen konstituiertes, nach spezifischen Regeln organisiertes *Feld*, in das sich eine Aussage einschreibt. Die nach den feldspezifischen Regeln gebildeten Aussagen dienen **zweitens** als *Bezugspunkte* und markieren demzufolge diskursive

³ vgl. Berger/Luckmann 19..

Instanzen, die es einer Aussage erlauben, sich im Feld zu positionieren. **Drittens** eröffnet dieses Feld spezifische *Verkettungsmöglichkeiten* zwischen unterschiedlichen Aussagen und verleiht **viertens** der Aussage einen feldspezifischen *Status*. Das „assozierte Feld“ legt also fest, ob eine geäußerte Aussage als „Literatur“ oder „wissenschaftliche These“, ob als „Scherz“ in einer Talkshow oder als „Provokation“ im Wahlkampf gilt. „Ganz allgemein kann man sagen, dass eine Sequenz von sprachlichen Elementen eine Aussage nur dann ist, wenn sie in ein Aussagefeld eingetaucht ist, wo sie dann als ein besonderes Element erscheint. (...) Jede Aussage wird so spezifiziert: es gibt keine Aussage im allgemeinen, keine freie, neutrale und unabhängige Aussage; sondern stets eine Aussage, die zu einer Folge oder einer Menge gehört, eine Rolle inmitten der anderen spielt, sich auf sie stützt und sich von ihnen unterscheidet: sie integriert sich stets in einen Aussagemechanismus, in dem sie ihren Anteil hat, und sei dieser auch noch so leicht und unscheinbar“ (144). Dieses neben den sogenannten „materiellen Institutionen“ zweite die Wiederholbarkeit der Aussage ermöglichende Regime – das „assozierte Feld“ – legt also den allgemeinen Status einer Aussage fest, indem es einen – und nur *einen* – Geltungsbereich konstituiert: ein Feld, das festlegt, auf welche Art und Weise die Aussagen miteinander in Verbindung stehen und verkettet werden.

Wenn wir nun davon ausgehen, dass mit dem Begriff des „assozierten Feldes“ eine diskursive Dimension angeschnitten werden soll, wo festgelegt ist, auf welche Art und Weise Aussage miteinander verknüpft werden, wo festgelegt ist, welche Rolle eine Aussage spielt, also jener Bereich, der die individuelle Aussage als Spezifität markiert, dann befinden wir uns im Zentrum von Lyotards Begriff der *Diskursart*.

III

Neben dem Begriff der *Diskursart* bezeichnet der Begriff des *Satzes* die zweite zentrale Kategorie in Lyotards Diskurstheorie. Der Lyotard'sche Satz ist im wesentlichen durch drei Merkmale charakterisiert. 1) Ein Satz besteht **erstens** aus einem Sender, einem Referenten, einer Bedeutung und einem Empfänger. Alle vier Dimensionen sind *exklusiver* Bestandteil des Satzes. D.h. vor dem Setzen eines Satzes wird keine weitere, den Satz verursachende oder „sendende“ Instanz angenommen. Demnach ist auch der Sender des Satzes nicht dessen Ursache; vielmehr bezeichnet der Sender die Instanz, der die Verantwortung einer geäußerten Aussage zugeschrieben werden muss. Hieraus ergibt sich ein weiteres Charakteristikum der Dimension des Satzes: Satzverkettungen sind radikal kontingent. (vgl. Lyotard 1987, 61) Dieses Moment beschreibt Lyotard mit dem Formelpaar „Notwendigkeit der Kontingenz“

(Lyotard 1987, 61)/„*Und ein Satz*“ (Lyotard 1989, 119). Dass ein Satz geschieht, dass dieser Satz einen weiteren voraussetzt – das ist absolut notwendig (*Und ein Satz*); aber *was* dabei herauskommt, d.h. welcher konkrete Satz, das ist absolut kontingent (*Notwendigkeit der Kontingenz*). Die Pointe besteht nun darin, dass die Identität der Elemente eines Satzes mit jedem diskursiven Akt erschüttert wird. Lyotards diskurstheoretischer Ansatz kennt somit keine Kontinuität und Kohärenz stiftende Dimension materieller Natur. Vielmehr erzwingt jeder gesetzte Satz weitere, wie auch immer geformte Sätze. 2) Das **zweite** zentrale Merkmal des Satzes besteht darin, dass er mittels der deiktischen Indikatoren der Zeit („jetzt“, „damals“, „dann“), des Raumes („hier“, „dort“) und des Subjekts („ich“, „du“, „er, sie, es“, „wir“ usw.) einen diskursiven Raum konstituiert. Dadurch wird ein Universum gebildet, in welchem disparate Elemente angeordnet, in Beziehung gesetzt und zugeordnet werden, wobei das so gebildete *Satzuniversum* von Rissen und Brüchen durchzogen und dem permanenten Taumel weiterer diskursiver Akte unterworfen ist. 3) **Schließlich** gehorcht jeder Satz einem *Satz-Regelsystem*. Das jeweilige Satz-Regelsystem legt den *Darstellungsmodus* des geäußerten Satzes fest, d.h. die „illokutionäre Kraft“ (Austin 1998) einer Aussage. (vgl. Lyotard 1989, 215) Zu den unterschiedlichen Satz-Regelsystemen mit ihren jeweiligen Darstellungsmodi zählen u.a. klassisch-performative Sätze, präskriptive Sätze, interrogative Sätze, ostentative Sätze usw. Jede dieser Satzarten produziert nun ein Satzuniversum gemäß ihres jeweiligen Modus, wobei die Darstellungsmodi *inkommensurabel* sind, wie Lyotard sich ausdrückt. D.h. eine Satzart ist in eine andere nicht übersetzbar, weil die adäquate Übertragung ihrer Darstellungsmodi einen Darstellungsmodus voraussetzen würde, welcher der Welt der Satz-Regelsysteme enthoben wäre und der demzufolge selbst keinen eigenen Darstellungsmodus haben dürfte. Satzketten sind demzufolge heterogene Komplexe.

Der Satz mit seiner spezifischen Struktur sowie die Verkettung von Sätzen konstituieren allerdings erst dann eine diskursive Formation im Foucault'schen Sinne, wenn die *Verkettung* der Sätze selbst zum Gegenstand agonaler Dirigierung wird. Um diese Dimension der Dirigierung zu erfassen, führt Lyotard den Begriff der *Diskursart* ein. Die Diskursart legt fest, in welche Richtung eine Satzverkettung geleitet wird und bildet demnach neben dem Satz-Regelsystem eine zweite Ebene von Regeln – nämlich diskursiver Regeln. So können interrogative, klassisch-performative oder ostentative Sätze jeweils ganz unterschiedliche Rolle spielen, *welche* Rolle sie spielen, hängt von der Diskursart ab, also ob ein interrogativer Satz z.B. in der Wissenschaft, auf einer Jahresversammlung, in einem Roman oder in einem Interview auftaucht. Somit kennt der Lyotard'sche Diskursbegriff neben der Heterogenität

und Kontingenz diskursiver Produktionen noch die *Agonalität*. Diesen Aspekt entwickelt Lyotard mit seiner These vom *Widerstreit*. Das Moment des Widerstreits – dessen Voraussetzung die Heterogenität und Kontingenz von Diskursen ist – ereignet sich am *Schnittpunkt* zwischen *Satz* und *Diskursart*. Da jeder Satz stets der Satz eines Diskurses ist, ist dies der Punkt, wo entschieden wird, von welcher der konkurrierenden Diskursarten ein geäußertes Satz hegemonialisiert werden kann.

IV

Durch diese strikte Unterscheidung zwischen *Satz* und *Diskursart* gelingt es Lyotard, spezifische, mit dem Begriff der Kontingenz diskursiver Produktionen verbundene Paradoxien und Ambiguitäten neu zu artikulieren. Einerseits unterwirft die Diskursart den Satz einer spezifischen „Zweckbestimmung“ (Lyotard 1989, 216), integriert ihn also in ein Regelsystem oder Feld, wo der Satz „seine“ Rolle spielt, „seinen“ Status zugewiesen bekommt und auf die Erreichung eines durch die Diskursart festgelegten Ziels ausgerichtet wird. Die Diskursart kennt also eine teleologische Dimension. Andererseits verweist Lyotard mit seiner These vom Widerstreit auf die radikale Kontingenz diskursiver Produktionen. Dass ein Satz geschieht, ist absolut notwendig; doch in welcher Diskursart er „seinen“ Platz finden wird, das ist absolut kontingent. Durch die systematische Trennung von Satz und Diskursart macht Lyotard also den Blick für die Fragilität des Diskurses frei, indem er zeigt, dass der Satz im Zuge des Äußerungsaktes stets droht, aus „seinem“ Diskurs heraufzufallen – oder andersherum: ein Satz muss von „seinem“ Diskurs immer wieder aufs neue hegemonialisiert werden.

Wie lässt sich nun vor diesem Hintergrund jene „Wiederholbarkeit der Aussage“ neu verstehen? In *Der Widerstreit* legt Lyotard seinem imaginierten Gesprächspartner folgende Worte in den Mund: „Wie aber kann diese Verkehrung, die dem Anthropozentrismus freie Bahn gibt, dieser transzendente Schein, der das Wir affiziert, nämlich die Illusion des Aussageaktes [*énonciation*], erklärt oder wenigstens beschrieben werden?“ Diese Steilvorlage nimmt Lyotard folgendermaßen: „Also noch einmal: Es geschieht ein Satz. Wie wird sein Schicksal sein, welchem Zweck wird er untergeordnet werden, in welcher Diskursart wird er Platz finden? Kein Satz ist der erste. Das bedeutet nicht nur, dass andere ihm vorausgehen, sondern auch, dass sich Verkettungsmodi, die in den vorhergehenden Sätzen impliziert und folglich möglich sind, anschicken, diesen Satz zu vereinnahmen und ihn in die Verfolgung eines Spieleinsatzes einzuschreiben, sich mittels seiner zu aktualisieren. In diesem Sinne wird

ein Satz, der geschieht, innerhalb eines Konflikts zwischen Diskursarten ins Spiel gebracht. Dieser Konflikt ist der Widerstreit, da der dieser Diskursart eigentümliche Erfolg nicht für andere gelten kann. (...) Die Vielfalt von Spieleinsätzen, die mit der Vielfalt von Diskursarten einhergeht, bewirkt, dass jede Verkettung zu einer Art ‚Sieg‘ der einen über die anderen wird. Letztere bleiben ungenutzte, vergessene, verdrängte Möglichkeiten“ (Lyotard 1989, 226/227)

Wie oben gezeigt werden sollte, ist es weder eine transzendente oder mystische Dimension, noch ein wie auch immer geartetes ontisches Supplement, was die angebliche Wiederholbarkeit und raum-zeitliche Identität einer Foucault’schen Aussage ermöglicht, sondern jenes „assozierte Feld“, dessen Begriff scheinbar relativ Deckungsgleich mit dem Lyotard’schen Begriff der Diskursart ist. Und auch die Diskursart als Modus der Satzverkettung kann selbstverständlich nicht als ein die diskursive Praxis transzendierendes Regelsystem im Sinne einer Saussure’schen *langue* verstanden werden: auch die Verkettungsregeln werden erst im Äußerungsvollzug konstituiert. Vor diesem Hintergrund darf die teleologische Dimension der Diskursart nicht als transzendente Instanz missverstanden werden. Vielmehr bezieht sich dieses teleologische Moment von Lyotards Diskursbegriff auf eine für diskursive Praxis notwendige Illusion. Diskurse unterdrücken nicht nur andere Möglichkeiten und erhalten diese anderen *Möglichkeiten* somit als Negativität des Artikulierten in Form latenter Alternativen; indem sie dies tun, unterdrücken sie im gleichen Moment die *Tatsache*, dass die erzielte Lösung auf tönernen Füßen steht, indem der Aussage das schwindelerregende Moment des Vergänglichen durch einen ideologischen Akt der Verewigung und Naturalisierung genommen wird. Die der „Wiederholbarkeit“ korrespondierenden Dimensionen von Kontinuität, Kohärenz und „Wiedererkennung“ sind Illusionen, ganz im Sinne eines „falschen Bewusstseins“, aber wie jedes falsche Bewusstsein – notwendig falsches Bewusstsein! In Anlehnung an Slavoj Žižeks Ideologieformel könnte man dieses notwendige Paradoxon folgendermaßen artikulieren: *Wir wissen ganz genau, dass Diskurse heterogen, fragil und kontingent sind, aber wir tun so, als ob es da so etwas wie Kontinuität gäbe.* Vor diesem Hintergrund könnte diese Dimension diskursiver Illusion von Kontinuität als das *Ideologische des Diskurses* bezeichnet werden. Dieser Begriff des Ideologischen soll nicht ausblenden, dass es sich bei Diskursformationen generell um Ideologien handelt. Mit dem Begriff des *Ideologischen* soll vielmehr erstens dafür plädiert werden, dass diskursive Formationen relativ kompromisslos als radikal kontingent bezeichnet werden können, indem zweitens damit gezeigt werden kann, dass die Kontingenz und die Kontinuität diskursiver Produktionen nicht auf der gleichen Ebene liegen

– Kontingenz und Kontinuität sind wechselseitig heterogen. Das erste Element ist der Motor diskursiver Dynamik, wohingegen das zweite Element eine für diskursive Praxis notwendige diskursive Selbsttäuschung organisiert.